



Birgit Vanderbeke, die als Kind mit ihren Eltern aus der DDR geflohen ist und heute in Südfrankreich lebt.

Foto: CC

Befreiung von der Normalität

Tiefgründige Kost: Birgit Vanderbekes Roman „Wer dann noch lachen kann“

Von Günter Keil

Birgit Vanderbeke formuliert nicht lange oder umständlich um den heißen Brei herum. Schon auf der ersten Seite kommt sie auf den Punkt und spricht ihre Leser direkt an: „Es gibt nur einen einzigen Menschen, der für Sie denken und auf Sie aufpassen kann. Das sind Sie. Und wenn Sie es nicht können, kann es niemand für Sie.“ Das ist die Kernbotschaft ihres neuen, erneut autobiografisch gefärbten Romans „Wer dann noch lachen kann“. Ganz genau hinschauen, sich bloß nichts vormachen lassen, einen eigenen Weg gehen – nur dann macht das Leben einen Sinn, nur so lassen sich Katastrophen vermeiden. Eine Erkenntnis, die Vanderbekes Alter Ego im Buch schon als kleines Mädchen gewinnt. Ihr Vater schlägt sie mit einem Teppichklopper blutig. Ihre Mutter schleppt sie ständig zu Ärzten und behauptet, ihre Tochter sei krankhaft überreizt. Die Kleine merkt entsprechend früh, dass sie Erwachsenen nicht trauen kann.

Die Erzählerin beobachtet ihre Umwelt genau, sie hinterfragt und kommentiert, was sie sieht und er-

lebt. Sie flüchtet – wie Birgit Vanderbeke selbst im Alter von fünf Jahren – mit ihren Eltern aus der DDR in den Westen, ins „Land der Verheißung“. Der klare, schonungslose Blick des Mädchens offenbart jedoch auch dort die brutale Wahrheit: Überall lodert und brennt es, in der Familie, bei der Arbeit, auf der ganzen Welt. Und überall lauern Widersprüche, Heuchelei und Gewaltausbrüche. Also flüchtet die Erzählerin in Traumwelten, erfindet einen Mikrochinesen, der auf ihrem kaputten Globus steht und ihre Sorgen ernst nimmt – im Gegensatz zu ihrer Mutter: „Ich hätte ihr gern von den Welten erzählt, in denen ich lebte, aber sie wollte nichts davon hören, weil sie erwachsen war und Wichtigeres zu tun hatte.“ Nur folgerichtig, dass die Tochter später mit ihren Eltern bricht, dass sie sich von ihnen löst.

Birgit Vanderbeke erzählt von einer Befreiung. Von Dogmen, Familien, Systemen. Von der Grausamkeit der Normalität. Schwere, tiefgründige Kost im Grunde genommen. Doch Vanderbeke schreibt so erfrischend und gewitzt, so gekonnt artistisch, dass die teilweise erschütternden Szenen keine düstere Stimmung verbreiten. Vielmehr bilden

sie ein überzeugendes Plädoyer dafür, sich nicht einschüchtern, einlullen oder vereinnahmen zu lassen und seinen eigenen Kopf zu bewahren, Fragen zu stellen und Unrecht nicht zu vergessen.

Faszinierend ist darüber hinaus, welch doppelbödiges Spiel Vanderbeke als Autorin inszeniert. Mehrmals stoppt sie die Handlung und wendet sich direkt an ihre Leser: „Millionen Kinder sind umgekommen, verbrannt, verhungert, verdurstet, gefoltert. Millionen sind auf der Flucht, im Krieg, am Verhungern, auf dem Strich, weil ihre Eltern nicht mehr auf sie aufpassen können, und ich erzähle Ihnen, dass mein Vater mich verdroschen hat. Hat die nichts Wichtigeres zu sagen?“ Hat sie durchaus. Dieses Wichtigere steht zwischen den Zeilen, und es mündet wiederholt in der Erkenntnis vom Beginn des Buches: Ganz genau hinschauen, sich bloß nichts vormachen lassen, einen eigenen Weg gehen. Das ist es, was Birgit Vanderbeke und ihre kleine, starke Heldin gelernt haben. Wie gut, dass sie beide davon berichten.

Birgit Vanderbeke: Wer dann noch lachen kann. Piper Verlag, München, 160 Seiten, 18 Euro.